

Filmische Darstellung einer noch unbewältigten Vergangenheit : zu Rolf Lyssys Film "Konfrontation"

Autor(en): **Jaeggi, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **26 (1974)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-933336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KOMMUNIKATION + GESELLSCHAFT

Neues von Schweizer Filmen

Filmische Darstellung einer noch unbewältigten Vergangenheit

Zu Rolf Lyssys Film «Konfrontation»

Mit Nostalgie oder gar Hitler- und Nazi-Renaissance hat der jetzt abgedrehte Film von Rolf Lyssy, «Konfrontation», nichts zu tun. Die erste Fassung des Drehbuches lag bereits vor, als dieses Modewort und seine Erscheinungen noch in niemandes Munde waren, 1969 nämlich schon. Lyssy verfolgt mit seinem zweiten eigenen langen Film – der erste war «Eugen heisst wohlgeboren» (1968) – ein anderes Ziel: die filmische Darstellung der noch unbewältigten jüngsten Vergangenheit unseres Landes. Hier ist in der Tat eine Lücke zu schliessen, gibt es doch keinen einzigen schweizerischen Kinofilm, der die immerhin bewegte neuere helvetische Geschichte aus einer gewissen zeitlichen Distanz heraus zum Thema macht. Dabei fehlt es, obschon die Schweiz von den eigentlichen Wirren des Krieges verschont blieb, an lohnenden Stoffen nicht. Lyssy aber hat mit der Erschiessung des Leiters der Landesgruppe Schweiz der Nationalsozialistischen Partei Deutschlands (NSDAP), Wilhelm Gustloff, durch David Frankfurter zweifellos einen der interessantesten gewählt.

Historischer Hintergrund als Fundament

Der heute 38jährige Zürcher Rolf Lyssy hat sich für sein anspruchsvolles Filmprojekt selbstgewählte Beschränkung auferlegt. Dass es ihm in einem Film, der voraussichtlich 110 Minuten lang wird, nicht gelingen kann, die ganze spannungsreiche Zeit zwischen der Machtübernahme Hitlers bis zur vorzeitigen Entlassung David Frankfurters aus dem Churer Zuchthaus 1945 in ihrer Gesamtheit einzufangen, liegt auf der Hand. Sein Film erhebt denn auch keineswegs etwa jenen Anspruch wie Werner Rings Fernsehsendung «Die Schweiz im Krieg», nämlich historische Rekonstruktion eines Zeitabschnitts zu sein. «Konfrontation» bleibt eine Episode, ein winziger Ausschnitt aus einem umfassenden, vielschichtigen Geschehen. Natürlich beabsichtigt Lyssy auch, Informationen über die jüngste Schweizer Geschichte zu geben, wofür es ja eine grosse Nachfrage gibt. Die Geschichte soll das Fundament zum Film liefern, auf dem die Erzählung aufgebaut werden kann. So sollen alle erwähnten Ereignisse den damaligen Gegebenheiten entsprechen. Um jedoch der Person David Frankfurters – sie vor allem interessiert und fasziniert den Filmemacher – gerecht werden zu können, ist eine gewisse Freiheit im dramaturgischen Ablauf erforderlich. Nur so wird es möglich sein, dem Individuum Frankfurter mit seinen ganz spezifischen Problemen und seiner besonderen persönlichen Situation, welche die Tat erst ermöglichten, auf die Spur zu kommen. Und nur eine dramaturgische Gestaltung des aufgegriffenen Stoffes kann bewirken, dass über die Gestaltung des historischen Stoffes hinaus auch der Zeitgeist von damals fühlbar wird.

Wer war David Frankfurter?

Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 die Macht in Deutschland übernahm, studierte David Frankfurter, Sohn eines Kroatischen Rabbiners aus dem Städtchen Vinkovci,



an der Universität Frankfurt Medizin. Obschon er als jugoslawischer Staatsangehöriger von den Nazis nicht direkt behelligt wird, nimmt er am Schicksal seiner jüdischen Glaubensgenossen starken Anteil. Als die Situation für die jüdischen Studenten an der Universität Frankfurt unerträglich wird, verlässt er Deutschland und setzt seine Studien in Bern fort. Nach einem einjährigen Aufenthalt in der Bundesstadt erfährt sein Leben eine tiefgreifende Veränderung, die durch den Tod seiner Mutter, über den er nicht hinwegkommt, ausgelöst wird. Aber auch seine Krankheit – Frankfurter leidet an einer chronischen Knochentuberkulose und hat oft starke Schmerzen –, machen ihm zu schaffen, wie auch die zunehmend hoffnungslosere Lage in Deutschland. Frankfurter kann sich nicht mehr auf seine Arbeit konzentrieren. Die Erkenntnis, dass er zu schwach ist, um seine Krankheit zu überwinden, zu schwach aber auch, um gegen das Unrecht anzukämpfen, das den Juden in Deutschland widerfährt, lassen in ihm Selbstmordgedanken aufkommen. Am 31. Januar 1936 verlässt er Bern. Im Gasthof «Löwen» in Davos verbringt er vier qualvolle Tage, ehe er am 4. Februar den Gauleiter Gustloff in dessen Arbeitszimmer erschießt. Nach der Tat, die in ganz Europa Aufsehen erregt, stellt er sich der Polizei. Das Gericht in Chur, das unter starkem Druck des deutschen Reiches steht, verurteilt Frankfurter zu 18 Jahren Zuchthaus, die er bis Kriegsende verbüsst. Im Gefängnis heilt seine Krankheit aus. 1945 wird er vom Bündner Grossen Rat vorzeitig begnadigt und kann die Schweiz verlassen. Heute lebt Frankfurter in Ramat-Gan in der Nähe von Tel-Aviv. Er ist 65jährig, verheiratet und Beamter. Er ist wieder in jene Anonymität zurückgekehrt, die er einst – unter dem Zwang der Umstände – verlassen hat.

Kein positiver Held

Die Versuchung ist gross, aus Frankfurter in der Rückschau einen grossen Helden, einen Kämpfer wider das Nazitum zu machen. Wenn immer auch Frankfurters Haltung eindeutig und konsequent gegen das Hitlerregime ausgerichtet war, so würde man

Wesen und Eigenart des Medizinstudenten doch arg verkennen, wollte man ihn zum Helden hochjubeln. Frankfurter handelte aus Verzweiflung, aus einer tiefen persönlichen Niedergeschlagenheit heraus. Gerade hier nun hakt Lyssys Film ein. Frankfurter wird nicht als positiver Held hingestellt, sondern der Autor versucht, ein facettenreiches Bild von der schillernden Persönlichkeit, ihrer komplizierten Psyche und ihrer Sensibilität zu entwerfen. Dass Frankfurter weniger aus einer überzeugten politischen Haltung heraus auf Gustloff geschossen hat, sondern aus Protest und Verzweiflung, und dass er durch seine Tat eigentlich überfordert war, wird im Film zu erzählen versucht. Der psychologische Hintergrund der Erschiessung des «schweizerischen Gauleiters» erfährt eine nicht minder sorgfältige Darstellung als die historischen Tatsachen. Darüber hinaus interessiert aber auch die Frage, wie weit die Unschuld derer geht, die sich in einer verzweifelten Situation nicht zur Wehr setzen. Lyssy versucht der Wahrheit durch Authentizität nahezukommen. Neben einem sorgfältigen Quellenstudium – so etwa dienten die vier Bücher «Der Mord in Davos» und «David und Goliath» von Emil Ludwig sowie «Ein Jude hat geschossen» und «Der Fall Gustloff» von Wolfgang Diewerge als Informationsmaterial – wurden viele Gespräche mit Augenzeugen und direkt beteiligten Personen geführt. Unter anderem weilte Lyssy mehrere Wochen bei David Frankfurter, der in einem Epilog zum Film auch Stellung zu seiner Tat nehmen wird. Einsichtnahme in die Untersuchungs- und Gerichtsakten sowie das Studium einer umfangreichen Pressedokumentation ergänzten das Ausgangsmaterial für die filmische Bearbeitung des Falls Frankfurter. Authentizität aber suchte Lyssy auch bei Darstellern und Dekor: «Es lag mir viel daran, die Figuren der Geschichte nach dem aus der damaligen Zeit vorhandenen Bildmaterial zu besetzen. Peter Bollag, der mir aus verschiedenen deutschen Fernsehfilmen bekannt war, schien für die Rolle des David Frankfurter bestens geeignet. Es ist dies seine erste Rolle in einem Schweizer Film, nachdem er als Schweizer eine beachtliche Schauspielerlaufbahn in Deutschland hinter sich hat.» Aber auch die Charakteristik jener Zeit versuchte Lyssy genau zu rekonstruieren, oft unter erheblichen Schwierigkeiten und Mühen. Die Zeit der dreissiger und vierziger Jahre in der Schweiz wieder herzustellen, erwies sich als diffizile Aufgabe. Besonders schwierig war es, die Eigenart jener Zeit nicht nur genau nach Photodokumenten zu rekonstruieren, sondern sie auch zum Leben zu erwecken.

Für schweizerische Verhältnisse umfangreiche Produktion

Die Rekonstruktion der Zeit, aber auch der Umfang der Geschichte mit ihren zahlreichen Nebenverzweigungen erforderten einen ziemlich umfassenden Produktionsapparat. Das ist auch ein Grund, weshalb das Projekt nicht früher realisiert wurde. Wenn man bedenkt, dass das Drehbuch, dessen endgültige Fassung Rolf Lyssy mit Georg Janett zusammen verfasst hat, 65 Sprechrollen vorsieht, erscheint es nicht abwegig, dass der Regisseur mit einer Equipe von 19 Personen arbeitete. Dabei profitierte er von der Tatsache, dass in der deutschen Schweiz in den vergangenen Jahren so etwas wie eine Infrastruktur für das Produzieren von Filmen entstanden ist, die es erlaubt, professionell zu arbeiten. Georg Janett (Regieassistenz und Schnitt), Fritz E. Maeder (Kamera), Rudolf Santschi (Produktionsleitung), Ursula Bischof (Script) u. a. haben in der jüngsten Vergangenheit viele Erfahrungen bei der Herstellung von Spielfilmen gesammelt, von denen Lyssy nun profitieren konnte. Das entspricht einer absoluten Notwendigkeit, da sich die Equipe gezwungen sah, trotz einem für schweizerische Verhältnisse nicht ganz kleinen Budget, äusserst rationell zu arbeiten. Neben dem Können seiner Mitarbeiter stand dem Zürcher Filmemacher aber auch das Glück zur Seite. Fast alle Sequenzen wurden mit Direktton aufgenommen, und es zeigte sich bei der Auswertung, dass sich Nachsynchronisationen nahezu erübrigen. Das ist in einem Aufnahmeland, das derart intensiv motorisiert ist und überflogen wird, wie die Schweiz keine Selbstverständlichkeit. Lyssy ist nach den Dreharbeiten glücklich, dass er sich zu umfangreichen Verkehrs-

sperrungen entschlossen hat. Der Aufwand dazu kommt ihn wesentlich billiger zu stehen als das kostenintensive Synchronisieren des Tones. Aber obschon für die Herstellung des Films 620 000 Franken zur Verfügung standen, meint Lyssy: «Mehr Mittel wären besser gewesen!» Die Finanzierung des Films erfolgt durch Unterstützungsbeiträge des Eidg. Departements des Innern, der Stadt und des Kantons Zürich, des Fernsehens der deutschen und rätoromanischen Schweiz sowie privater Geldgeber. Erfreulicherweise hat der Film in der Schweiz in der Europa-Film SA (Locarno) bereits einen Verleiher gefunden, so dass die Auswertung in den Kinos gewährleistet ist. Die Premiere des in 35 mm gedrehten Schwarzweiss-Filmes «Konfrontation» wird im Herbst/Winter dieses Jahres stattfinden. Urs Jaeggi

Deutschschweizerischer Durchbruch zur Gegenwart

Markus Imhoof schuf seinen ersten Langspielfilm: «Fluchtgefahr»

Markus Imhoof zählt zu jener jüngeren Generation deutschschweizerischer Filmmacher, die vom Dokumentar- zum Langspielfilm übergehen. Doch während die AKS-Gruppe in einer Kinowelt und Daniel Schmid in einer eigentlichen Glaskugel gefangen bleiben, während von Gunten und Lyssy in die Vergangenheit zurückblicken, um dort aktuell gebliebene Fragen aufzuwerfen, geht Imhoof in seinem Kinodebüt ein brisantes Gegenwartsproblem an: das Prinzip und die Praxis des schweizerischen Strafvollzugs.

«Eines Tages kündigte man mir an, dass acht arme Teufel gehängt würden», schreibt Stendhal in seinen «Souvenirs d'Egotisme». Und er fährt fort, dass es bei der Hinrichtung eines Diebes oder Mörders die herrschende Gesellschaft sei, «die ihrer Sicherheit ein Opfer hinschlachtet, denn sie ist es, die dieses dazu gezwungen hat, ein Bösewicht usw. usw. zu sein. So paradox heute diese Wahrheit auch scheinen mag: sie wird vielleicht Gemeinplatz sein, wenn man meine Plaudereien liest.» Über 150 Jahre sind seither verflossen. Paradox erscheint diese Wahrheit heute dem Denkenden nicht. Aber ist sie deswegen auch schon Allgemeingut? Wäre sie es, so könnte Markus Imhoof sich seinen Spielfilm mit dokumentarischem Einschlag sparen, so hätte er sich seine recht schwierigen Dreharbeiten in einer authentischen Strafanstalt, unter zu Gefängnis und Zuchthaus Verurteilten, schenken können. Seine alles in allem jahrelangen Vorarbeiten, Recherchen und persönlichen Engagements wären nicht nötig gewesen. Und man würde sich heute nicht vielerorts derart angestossen fühlen, das Prinzip des Strafvollzugs grundsätzlich in Frage zu stellen und neu, humaner zu überdenken. Vielleicht gelingt es nach diesen Diskussionen und Analysen, zu denen Imhoof einiges beitragen dürfte, vom finsternen Mittelalter und vom über die Augen gerutschten Polizeihut Abschied zu nehmen.

Schleuse zum Verbrechen?

Die Strasse, an der die besagte Strafanstalt liegt, nennt sich Spitalstrasse. Ein abweiser, düsterer Bau verschanzt sich mit Mauern und Gittern: trist, alt, kränklich. Doch die Strasse trägt nicht umsonst einen gesünderen Namen: Gegenüber erheben sich stolz die hellen, grosszügigen Neubauten der Spitäler; durch die Glasfronten sieht man, von der Anstalt aus, in einladende Räume, erblickt man helfende Schwestern und Ärzte. Ein zweifellos beglückender Kontrast für die eingepferchten Delinquenten: Drüben eine freundliche Welt, die heilt und einen zumeist gesundet entlässt; hier die Unterwelt, sich selbst überlassen, die endgültig korrumpiert, zerstört und pervertiert, auf dass selbst kleine Diebe infiziert und auf Lebenszeit als